

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 198

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kein Interesse an geraden Taktzahlen

Der Avantgardist James Blood Ulmer wird von der Jazzgeschichtsschreibung oftmals vernachlässigt. Der gut Siebzigjährige ist im Spielboden jedoch ein gern gesehener Gast.

von RICHARD BUTZ

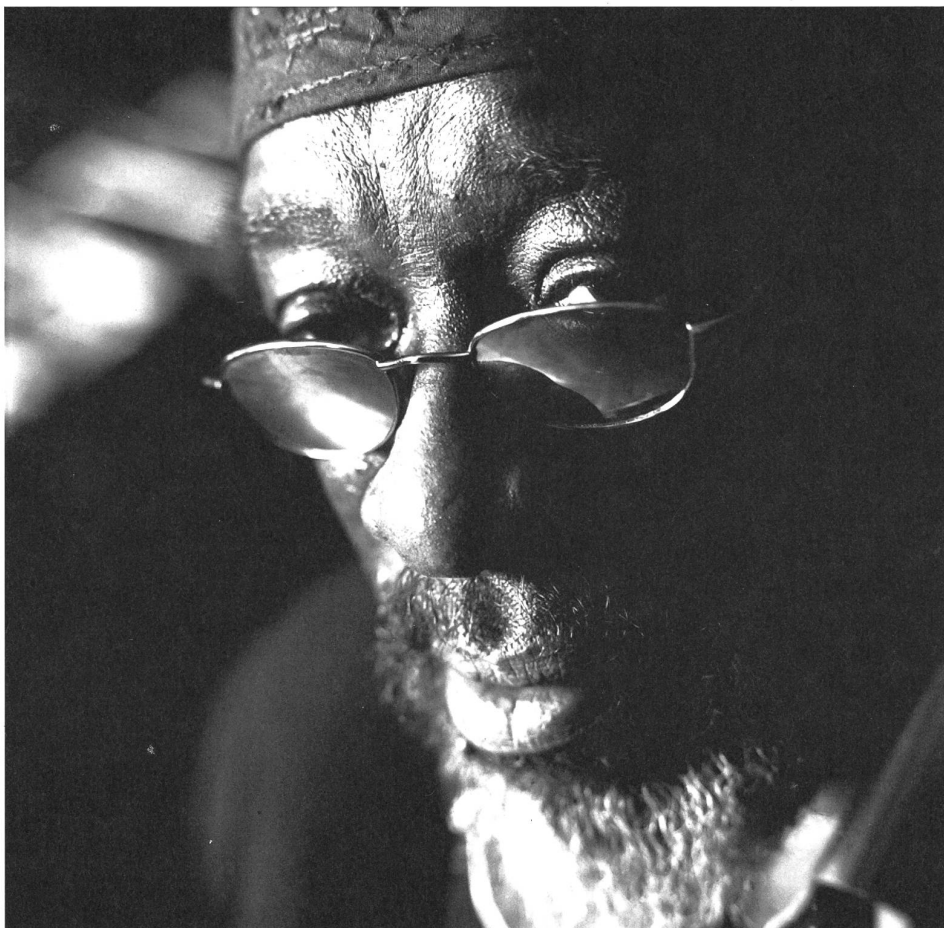
«Jazz is the teacher, Funk is the preacher» heisst der Titel eines Stücks des Gitarristen, Flötisten, Sängers und Komponisten James Blood Ulmer. Und meint damit, dass und wie er Free Jazz, Blues und funky Rhythmen verbindet. Ulmer, offiziell 1942 im bluesgetränkten South Carolina geboren, kommt aus der Tradition der Elektro-Bluesgitarristen wie B.B. King, Sonny Sharrock oder Jimi Hendrix. Ulmer selber setzt sein Geburtsjahr auf 1940 fest und feierte 2010 in Wien seinen siebzigsten Geburtstag.

Gerade Taktzahlen, das klassische Blues-schema oder akzeptierte Harmoniefolgen interessieren ihn nur wenig. Er bezieht sich vielmehr auf die harmolodische Theorie der Free-Jazz-Legende Ornette Coleman und definiert seine eigene Musik als «harmolodic diatonic funk». Das tönt zwar recht hochgestochen, hört sich aber auf dem neuesten Album «In and Out» gar nicht so schräg an. Im Trio mit dem Bassisten Mark Peterson und dem Drummer Aubrey Dayle durchstreift er viele musikalische Gegenden, beginnt zum Beispiel rockig, interpretiert dann ein mit «Eviction» betiteltes Stück fast schon wie ein Kinderlied und taucht auf «Maya» ganz schön tief und bewegend in den Blues ein. Ein typischer Ulmer-Mix!

Mit knappen, stockenden Linien

Ein Blick in die Biografie zeigt, wie breit angelegt Wissen, Können und Erfahrung von Damu Mustafa Abdul Musawir, so sein muslimischer Name, sind. Schon als Kind sang er in einem Gospel-Quartett mit und sammelte anschliessend Swing-Erfahrungen. In den siebziger Jahren begann er in Gruppen von Jazzgrössen wie Art Blakey, Archie Shepp oder Ornette Coleman seinen eigenen Stil zu entwickeln. Das erste Album unter eigenem Namen «Tales of Captain Black» (Artists House) mit Ornette Coleman als Sideman erschien erst 1978, zwei Jahre später folgte das Kultalbum «Are You Glad to Be in America?» (Rough Trade). Dennoch: Die «zünftige» Jazzkritik tut sich manchmal mit Ulmer eher schwer, weil er sich in kein Jazz-Schema pressen lässt.

Sicher richtig ordnet ihn der deutsche Jazzpublizist Joachim-Ernst Berendt in seinem legendären «Das Jazzbuch» (Neuaufgabe 2005) ein: «Seine knappen, bewusst stockenden Linien schlagen eine Brücke vom Free Jazz zum Funk, ersteren fassbar machend, letzteren musikalisierend.» In anderen Jazzgeschichten kommt er gar nicht erst vor oder wird nur cursorisch abgehandelt, dies meist in Zusammenhang mit seinem Mentor Ornette Coleman. Das Zusammentreffen mit diesem Genius des Free Jazz bleibt für



James Blood Ulmer: «Jazz is the teacher, Funk is the preacher.»

Bild: pd

Ulmer das wichtigste musikalische und persönliche Ereignis. Er habe ihm das Gefühl gegeben, wichtig zu sein, und sein Selbstvertrauen gestärkt, meint er in einem Interview, in dem er auch das Lob von Jimi Hendrix singt. Für ihn sei nicht so wichtig, was Hendrix gespielt habe, sondern wie, sein Sound, und wie er die Gitarre zum Brennen gebracht habe.

Den Schöpfer preisender Avantgardist

Zum aktuellen Jazz äussert sich Ulmer kritisch. Er, der Avantgardist der siebziger Jahre, glaubt, dass viele junge Musiker zu früh hochgelobt und entsprechend oft auch schnell verbraucht werden. Musik müsse, sagt er und schlägt den Bogen zur Religion, den Schöpfer (the creator) preisen, der wisse schon, was zu tun sei, auch wenn alle um ihn herum verrückt spielen.

James Blood Ulmer ist auf den europäischen Jazzbühnen ein oft gesehener Gast. So hat er sich einen festen Platz im Programm des

Spielbodens in Dornbirn erspielt. 1999 begann Kurator Peter Füssl mit einem reichhaltigen Jazz- und Bluesprogramm, welches beispielsweise St.Gallen nur vor Neid erlassen lässt. Gleich im ersten Jahr trat James Blood Ulmer mit einem Quartett in Dornbirn auf, zehn Jahre und gut 170 Konzerte sowie fünf Festivals später gastierte er erneut im Spielboden. Und jetzt ist er mit dem «Odyssey»-Trio in der Originalbesetzung von 1983 (Geiger Charles Burnham und Drummer Warren Benbow) auf Tour und macht erneut in Dornbirn Halt. Auch mit diesem Trio werden Country-Blues, Rock, Funk, Soul und Harmolodic-Music à la Ornette Coleman zu einem einzigartigen brodelnden Stilgemisch zusammengebraut, wie es wirklich nur James Blood Ulmer zustande bringt.

SPIELBODEN DORNBIERN.

Freitag, 11. Februar, 20.30 Uhr.
Mehr Infos: www.spielboden.at

Material von den Rändern der Gesellschaft

Mit «Auf- und Abbruch in St.Güllen» dokumentierte Jan Buchholz, wie Bagger die Stadt umpflügten. In seinem jüngsten Werk «Eigenbrand» sucht Buchholz in Mülheim an der Ruhr nach einem Film seines Grossvaters – und trifft dabei auf eine Experimentalfilmerin und die erste Kamera der Welt.

von DAVID LOHER

Sein Leben gleicht einem Roadmovie. Der Filmemacher Jan Buchholz bleibt nie lange am selben Ort. Das war schon während seiner Kindheit nicht anders. Unzählige Male ist er umgezogen. Auch in St.Gallen hielt er es nicht lange aus. Nachdem er der Stadt mit «Auf- und Abbruch in St.Güllen» in einem sehr persönlichen Film den Spiegel vorgehalten hatte – woraus noch heute jedes Mal zitiert wird, wenn es um die Stadtentwicklung der letzten Jahre geht – zog er weiter nach Luzern. Dort studierte Buchholz Videofilm. Jetzt, knapp vier Jahre später, will er wieder weg aus der Stadt, die nur noch für Yuppies und Touristen gut sei, wie er nasenrumpfend sagt. «Wenn es langweilig zu werden droht, sollte man als Künstler weiterziehen – oder sich zusammenraufen und etwas dagegen tun», ist er überzeugt. Buchholz entscheidet sich für Ersteres. Deshalb schlägt er ein Treffen in Bern vor, wo er sich als nächstes niederlassen will und gerade eine neue Bleibe sucht.

Auf der Suche nach einem vernünftigen Schluss

Ständig unterwegs ist Jan Buchholz auch in seinem jüngsten Werk, dem Essayfilm «Eigenbrand». Er hat ihn als Diplomfilm für die Hochschule Luzern gedreht. «Ich bin kein Schreibtischtäter und schon gar kein Schreibtischfilmer. Filmen, fahren, unterwegs sein möchte ich», erklärt die Stimme aus dem Off, während der Regisseur zusammen mit seinem Fahrer Thomas Reist auf der Autobahn Richtung Mülheim an der Ruhr fährt. Was sie dort machen, ist ihnen selbst nicht ganz klar. Vordergründig suchen sie nach einem Schrottplatzfilm, den Buchholz' Grossvater in den sechziger Jahren als begeisterter Amateurfilmer drehte. Den Film finden sie nach kurzer Suche bei Horst Knippers, einem Verwandten von Buchholz. Dieser ist seines Zeichens Schrotthändler, hat aber den Schrottplatz vor wenigen Wochen verkauft. Es zeichnet sich eine Familienbiografie ab, die Buchholz aber nicht weiter interessiert: Als nämlich Knippers von seiner unglücklichen Kindheit, geprägt vom Alkoholismus seines Vaters, zu erzählen beginnt, schickt ihn der Regisseur kurzerhand in den Urlaub an die Ostsee und heftet sich selbst an die Fersen eines Inders, der ihn und seinen Fahrer an den tiefsten Punkt Mülheims führt.

Über eine Reihe weiterer zufälliger Verketungen landet das Duo schliesslich bei Werner Nekes und Dore O. Die beiden wohnen in einer alten Lederfabrik auf der anderen Ruhrseite. Nekes ist Filmregisseur – in seinem bekanntesten Werk, der Schlagerfilmkomodie «Johnny Flash» von 1986, spielt Helge Schneider die Hauptrolle – und besitzt eine riesige Sammlung zur Vorgeschichte des Kinos. Anfangen bei Figuren des balinesischen Schattenspiels, bis zur ersten Kamera Lumières. Dore O. war vor allem in den siebziger Jahren eine wichtige Exponentin des deutschen Experimentalfilms und Mitbegründerin der Hamburger Filmmacher Cooperative.

Immer tiefer verstrickt sich Buchholz in dem von ihm geknüpften Netz von Bezügen, angefangenen Geschichten und Verweisen – bis er irgendwann verzweifelt ausruft: «Was ich brauche, ist keine neue Geschichte, sondern einen vernünftigen Schluss!» Diesen dreht ihm dann Dore O., die seit zehn Jahren keine Filmkamera mehr angefasst hat, mit ihrer alten Sechzehn-Millimeter-Kamera.

Raum für den Zufall

Mit «Eigenbrand» erzählt Jan Buchholz keine lineare Geschichte. Es ist weder ein Spielfilm noch ein Dokumentarfilm. Vor Drehbeginn gab es kein Drehbuch, sondern nur einen Anfang: die Suche nach Grossvaters Schrottplatzfilm, von dem Buchholz nicht einmal wusste, ob er überhaupt noch existierte, als er mit seinem Fahrer aufbrach. So ist der Filmemacher denn auch weniger ein Geschichtenerzähler als ein Sammler. «Ich bin ein Allesfilmer», sagt Buchholz an einer Stelle im Film. Ein beiläufig eingefangenes Fundstück in der einen Szene führt weiter zur nächsten Episode. Ein neuer Raum wird aufgemacht und skizzenhaft angedeutet – und schon führt er die Zuschauer weiter auf seiner Odyssee.

«Mich interessiert in «Eigenbrand» das Zufällige und Beiläufige», erklärt Buchholz im Gespräch. «Was passiert, wenn ich Raum schaffe für den Zufall? Dieser Frage wollte ich nachgehen. Wir hatten zu Beginn unserer Reise keine Ahnung, was uns erwarten würde. Und alle diese Geschichten passierten nur, weil wir bereit waren, uns auf diese zufälligen Begegnungen einzulassen.» Entstanden ist der Film im Schneiderraum, wo Buchholz mit einer Un-

menge von angehäuften Material, eine zweite, neue Geschichte herausdestillierte.

Filmen ist kapitalintensiv

Die Geschichte hinter der Geschichte erzählt «Eigenbrand» im Subtext: Es ist die Frage nach den Bedingungen, die Kunst überhaupt erst möglich machen. Und da flüchtet sich Buchholz nicht in irgendwelche abstrakten Formeln und leere Worthülsen, sondern benennt zwei ganz konkrete Faktoren: Geld und Freunde, die mitdenken. Offensichtlich geht es hier auch um sein eigenes Leben und Schaffen als Filmemacher.

«You only need money», erklärt im Vorspann Sakke, einer der Musiker der Leningrad Cowboys, dem verdutzten Regisseur lapidar, als sie sich in einem düsteren Backstageraum eines Klubs begegnen. Später nimmt die Experimentalfilmerin Dore O. diesen Faden wieder auf. Der Umstand, dass Filmen stets kapitalintensiv ist, das ständige Suchen nach Finanzierungsmöglichkeiten, das Verfassen von Fördergesuchen und das Anschreiben von Stiftungen haben sie dermassen ermüdet, dass sie vor zehn Jahren beschloss, die Kamera auf die Seite zu legen. Geld ermöglicht nicht nur Kunst, sondern droht gleichzeitig die Kreativität auszulöschen. Damit thematisiert «Eigenbrand», was selten genug gemacht wird, die ökonomischen Produktionsbedingungen von Kunst.

Dem «Cinéma copain» verpflichtet

«Es ist gut, jemanden zu haben, der mitentscheidet», resümiert Buchholz gegen Ende des Filmes und bringt damit eine weitere Dimension ins Spiel: «Die guten und tragfähigen Ideen entstehen immer in einem Diskussionszusammenhang», ist Buchholz überzeugt. «Auch wenn ich als Regisseur die Entscheidungen letztendlich selbst zu verantworten habe, ist für mich das Filmen doch sehr stark ein kollektiver Prozess.» So ist Thomas Reist viel mehr als bloss der Fahrer. Er ist selber Ideengeber und bringt neue Impulse ein. Das führt unweigerlich zu Auseinandersetzungen, wie Buchholz weiter ausführt. «Meine einzige Bedingung war, dass er selber nicht filmt. Einmal hat er sich darüber hinweggesetzt und ist alleine mit der Kamera losgezogen», erzählt Buchholz. Deswegen sei es sogar zum Streit gekommen, worauf Reist kurzerhand sein Material konfisziert habe.



Jan Buchholz ist ständig unterwegs.

Bild: David Röthlisberger

Solche Episoden machen deutlich, weshalb Jan Buchholz sein filmisches Schaffen als «Cinéma copain» versteht: Eine kleine, verschworene Bande, die sich gegenseitig unterstützt, verfolgt eine gemeinsame Idee, streitet sich darüber, wie es weitergehen soll, rauft sich wieder zusammen und sucht nach einem neuen Weg. Filmen mit Freunden für Freunde also, oder wie es Luis Buñuel einmal formulierte: «Oft denke ich, dass man Filme für Freunde macht; natürlich nicht nur für die, die einen umgeben, sondern auch für die, die man nie kennengelernt hat.»

Gerade weil «Cinéma copain» für Filme für die bekannten und unbekannten Freunde steht und gar nicht erst das breite Publikum sucht, gehen damit in der Regel bescheidene Mittel und ein kleines Filmbudget einher. Das bedeutet Selbstausbeutung plus Ausbeutung der Kollegen. Jan Buchholz kennt dies von seinen vergangenen Projekten nur allzu gut. «Eigenbrand» ist in dieser Hinsicht eine Ausnahme, wurde der Film doch vom Schweizer Fernsehen koproduziert.

Den Faden nicht aufgenommen

Mit dem heimlichen Thema des Films, die Frage nach den Bedingungen, die Kunst möglich machen, greift Jan Buchholz ein Thema wieder auf, welches er in «Auf- und Abbruch in St.Güllen» bereits einmal verhandelt hat. Der Film dokumentiert die Stadtentwicklung St.Gallens um das Jahr 2004. Es war die Zeit, wo nicht nur das rosarote Haus an der Leonhards-

brücke verschwand, sondern auch im Bleicheli die Bagger auffuhren und ganze Häuserzeilen in Schuttberge verwandelten. Viele junge Künstlerinnen und Künstler fanden in diesen Häusern zuvor günstige Wohn- und Atelierräume. Die legendäre Frohegg stand dort, es gab das Berg-rösli und weitere temporäre Kulturräume und Treffpunkte.

Buchholz selber war damals auch einer, der vornehmlich in günstigen Wohnungen hauste, um das wenige Geld und die viele Zeit, die er hatte, in verwegene Filmideen zu investieren. Von den insgesamt vier Häusern, die er während seiner St.Galler Zeit bewohnte, ist unterdessen die Hälfte verschwunden. An der Wassergasse steht das Einstein Kongresszentrum und an der Tulpenstrasse wächst der Turm der Fachhochschule in die Höhe.

Dass seit seinem Wegzug aus St.Gallen kein junger Filmemacher dieses Thema in irgendeiner Form weiterführte, bedauert Buchholz: «Es ist schade, dass es in St.Gallen keinen Filmemacher gibt, der diesen Faden wieder aufgenommen hat. Denn das gäbe nach wie vor genug Material her», ist er überzeugt. Er denkt dabei etwa an die Villa Wiesenthal: Seit Jahren steht das Haus an der Rosenbergstrasse mit vernagelten Fenstern leer; direkt an der grossen Kreuzung, wo die Autos vom Rosenbergstunnel verschluckt werden. Jedes Mal, wenn er wieder nach St.Gallen zurückkehrt, muss er an das Gebäude denken und will schon lange dazu etwas machen. «Das Einzige, was den Abrisswahnsinn

jener Jahre überlebte, ist die Villa Wiesenthal. Sie ist für mich eine Art Mahnmahl und Erinnerung an das, was damals mit der Stadt geschah.»

Mit kritischer Distanz

Die Villa Wiesenthal, Dore O., der Schrottplatz, das Ruhrgebiet: Immer wieder beschäftigt sich Buchholz mit Orten oder Figuren, die – geografisch oder gesellschaftlich – am Rande stehen und aus einer anderen Zeit zu kommen scheinen. Auch zwei grössere, aktuelle Projekte über die beiden Ostschweizer Aussenseiterkünstler Hermann Reinfrank und Felix Brenner, an denen Buchholz arbeitet, beschäftigen sich wieder mit Figuren, die am Rande der Gesellschaft stehen.

Aber weshalb nur sucht Buchholz sein Material immer an den Rändern, in dunklen Kellern und düsteren Ecken? Sieht er sich etwa selbst auch als Aussenseiter? Buchholz überlegt lange und meint dann schliesslich: «Ja und nein. Ich will mich nicht vereinnahmen lassen, und ein kritischer Blick braucht Distanz. Andererseits kann und will ich mich auch nicht von der Gesellschaft abnabeln. Denn dann wird Kunst nur noch selbstreferenziell.» Um diese Distanz zu wahren, wird Buchholz wohl auch in Zukunft nie lange am selben Ort verweilen.

KINOK, CINEMA IN DER LOKREMISE.

Donnerstag, 24. Februar, 17.30 Uhr.
Mehr Infos: www.kinok.ch

Rheinaus Geheimnisse

Im Museum im Lagerhaus sind Pläne von Erfindungen, beschriftetes Besteck, ein Kinderkittelchen aus Matratzenfüllmaterial und viel Rätselhaftes mehr zu sehen. Gezeigt werden – zum ersten Mal öffentlich – Werke aus der Psychiatrischen Pflegeanstalt Rheinau.

von KRISTIN SCHMIDT

«Nachahmung verboten!» Gute Ideen sind wertvolle, und Heinrich B. ist sich des Marktwertes seiner Erfindungen sicher. Ob Brückenkonstruktionen, Auto-Postschlitten mit Propeller oder Kompressormotor – alles versteht er mit Patentnummer und der Warnung an potenzielle Nachahmer. Doch seine Projekte werden nie über das Planungsstadium hinausreichen. Sie werden bis zur aktuellen Ausstellung «Rosenstrumpf und dornencknie» im Museum im Lagerhaus nicht einmal den Ort ihrer Projektierung verlassen: Heinrich B. war von 1913 bis 1926 Insasse der Pflegeanstalt Rheinau.

Nach Rheinau wurden Menschen eingewiesen, die als unheilbar geisteskrank galten. Ziel der Einweisung war es jedoch nicht, die Menschen zu heilen, zu behandeln und wieder zu entlassen, sondern sie unterzubringen und zu versorgen. Immerhin wirkten sich der geregelte Alltag und die landwirtschaftliche und handwerkliche Arbeit positiv auf viele der 1200 Patientinnen und Patienten aus. Für einen Menschen wie Heinrich B. war dies jedoch kaum der richtige Ansatz. Er weigerte sich, ohne Entlohnung zu arbeiten, und widmete sich stattdessen seinen Studien. Thematisch ist er mit einem elektrischen Herd oder einer magnetischen Schwebbahn auf der Höhe der Zeit, gleichzeitig verfolgt er visionäre Ansätze – etwa den eines Einpersonenluftschiffes. Allen Arbeiten gemeinsam ist die präzise Ausführung: Sie sind akkurat mit Tinte gezeichnet und wirken sehr sicher in der Darstellung technischer Details. Darüber hinaus überzeugen sie in ihrer Anlage, der Reihung und Ordnung der Details.

Wenig, aber eindringlich

Die Ausstellung räumt den Arbeiten Heinrich B.s zu recht einen grossen Platz ein. Dies gilt auch für die kostbaren Stickereien der Johanna Natalie Wintsch. Bereits im Herbst vergangenen Jahres waren ihre sowohl typografisch als auch formal überzeugenden Tücher in einer Einzelausstellung im Museum im Lagerhaus präsent. Das Wiedersehen macht Freude.

Wintsch ist eine der wenigen, die Rheinau als «sozial geheilt» wieder verlassen konnten. Dass sie sich der Welt ausserhalb der Anstalt bewusst waren, beständig den Kontakt suchten und oft auch die Hoffnung auf Rückkehr hegten, zeigen jedoch viele der Kranken. Berührend sind beispielsweise die Lebensbeschreibungen von Anna Z., die unter anderem die entwürdigende Fahrt in die Anstalt beschreibt.



Beschriftetes Besteck von Johann Heinrich H. aus der Psychiatrischen Pflegeanstalt Rheinu.

Bild: pd

Leider können in der Ausstellung und dem begleitenden Katalog nur Bruchstücke aus ihrem lebendigen Bericht wiedergegeben werden. Auch von Lisette H. gibt es nur wenig zu sehen, dieses aber ist umso eindringlicher in seiner Präsenz. Die fünffache Mutter verlor von einem Tag auf den anderen ihre Erinnerung und glitt in eine unvorstellbare Einsamkeit. Und doch scheint etwas in ihren Arbeiten aus dem früheren Leben auf, wenn sie mit nur einem Streichholz und Matratzenfüllmaterial ein Kinderkittelchen häkelt. Ein Objekt, so irritierend fragil, so zeichenhaft und so ausdrucksstark.

Heterogenes und Tiefgründiges

Lange Zeit blieben die Kreationen der Patientinnen und Patienten sowohl der Fachwelt als auch der Öffentlichkeit gänzlich unbekannt. Vieles ist unwiederbringlich verloren. Von Hermann M. wurden 85 Arbeiten aufbewahrt, die zwischen 1925 und 1933 entstanden. Obwohl er auch in den folgenden zehn Jahren ununterbrochen zeichnete, wurden nur zwei Blätter aus jener Zeit aufgehoben. Dabei sind seine Werke nicht nur Zeit- und Anstaltszeugnis, sondern höchst verdichtete Poesie und Schriftkunst.

Wort und Ornament sind zu einem stimmigen Ganzen verwoben. Immer wieder tauchen leichtfüßige Reime auf. Besonders beeindruckend sind jene Blätter M.s, in denen er tagebuchartige Notizen zu grafischen Serien

ordnet. Sie nehmen in der radikalen Reduktion und der kompromisslosen Wiederholung die seriellen Arrangements Peter Röhrs aus den sechziger Jahren voraus. Jener fügte Sprachbeiträge der Rundfunksender in Tonmontagen aneinander, M. hingegen die Details der Anstaltsroutine. Hier wie dort tauchen Pegelstände auf und Seewassertemperaturen. Hier wie dort bedeutet Redundanz nicht Langeweile, sondern formale Strenge und ästhetisches Konzept.

Letzteres verfolgt auch Adolf W. auf sehr akribische, stringente Weise. Er hinterliess zwei Alben mit Porträts von Bahnpersonal. Und zwar ausnahmslos von Schnauzbartträgern, die in je einem Tondo dargestellt und mit Namen und Berufsstand bezeichnet sind. Alle gleichen einander sehr auffällig, und sie tragen flügelartige Schatten über den Schultern. Wie diese Viellinge bleibt auch so manch anderes in der Ausstellung rätselhaft. Hinzu kommt das eindrucksvolle Wechselspiel von Werken, die gänzlich aus der Zeit fallen und allen Kategorisierungsversuchen widerstehen, und solchen, die sich über beinahe hundert Jahre hinweg als aktuell und aussagekräftig erweisen – «Rosenstrumpf und dornencknie» vereint Heterogenes und zeigt Tiefgründiges.

MUSEUM IM LAGERHAUS.

Bis 13. März. Di bis Fr, 14–18 Uhr,
Sa/So, 12–17 Uhr.

Mehr Infos: www.museumimlagerhaus.ch

«Kurz und heftig»

Der Geist am Berg von Tim Krohn ist die Geschichte von Stine, der Bündner Sennerin, die das Ungestüme lebt und an der Leidenschaft fast zerbricht. Es ist auch die Geschichte unserer Sehnsucht, Gegensätze zu überwinden. Denn Versöhnung gibt es keine.

von URSULA BADRUTT

Da ist sie nun in der Stadt. Zum ersten Mal hat sie ihr Tal verlassen. Bis anhin kannte sie nur den Piz Spiert, die Alp, das Dorf. Dort ist Stine zu Hause und glücklich, wenn sie auf der Alp sein kann. Stine ist Natur, ungezügelt, wild, pur. Um Geld für ein neues Kühlaggregat zu verdienen, nimmt sie eine Stelle als Kellnerin im Grandhotel im Dorf an. Und lernt mit Bruno die Leidenschaft kennen. Bis anhin kannte sie nur Severin, den Hirten.

Stine ist eine Grenzgängerin, eine Hagazussa, die auf dem Zaun sitzt und das Wilde und Dionysische genauso um sich hat wie die Zivilisation. Das macht sie unfassbar.

In der Stadt findet sich Stine zuerst nicht zurecht. Doch sie lernt schnell. Zudem ist sie auf der Jagd. Auf der Jagd nach Bruno. Den findet sie rasch, denn ihr Instinkt ist gross, und die Sehnsucht auch. Sie will Bruno, der in sein ordentliches Leben zurückgegangen ist, wiederhaben. Sie verfolgt ihn, «sprang ihn von hinten an, stiess ihn in den Wagen und schlief mit ihm. Beide waren so aufgereggt und wild, als wollten sie einander töten.»

Vor lauter Sehnsucht

Tim Krohn, dem jüngst der Glarner Kulturpreis 2011 zugesprochen worden ist, schreibt in einer direkten, klar verständlichen, von urigen Ausdrücken durchsetzten Sprache. Das entspricht dem Archaischen seiner Gestalten. Der 1965 geborene, im Glarnerland aufgewachsene Schriftsteller hat sich schon mehrfach als Meister moderner Sagenzählungen hervorgetan. Anders als Vriinä in «Vrenelis Gärtli» verlässt Stine aber den Berg. Sie verliert sich im Nacheifern, verbrennt beinahe vor lauter Sehnsucht. In der Stadt spitzt sich die Geschichte zu. Stine greift gar zum Rattengift, um die Konkurrentin loszuwerden. Dann aber scheint es fast, als würden die beiden Frauen Freundinnen. Schliesslich kommt die Wende, der Schal, die Flucht. Stine geht zurück. Kämpft sich durch den schweren Märzschnee auf die Alp. Bruno folgt ihr, kann nicht lassen von ihr, dem Wildtier, dem angeschossenen Reh.

Die Geschichte bleibt im Zwischenreich, zwischen unheilvoller Spannung und sanfter



Lara Jurt illustriert Stine wie sie ist: sperrig und wendig zugleich.

Ruhe, zwischen Freiheit und Abhängigkeit, Wildheit und Zivilisation, Gestern und Morgen. Es ist die ewige Geschichte von Lieben und Leiden, Leben- und Sterbenwollen. Wir kennen sie, auch Tim Krohn kennt sie, wenn er von einer Frau im eigenen Leben erzählt. «Die Begegnung war kurz, heftig und schmerzhaft wie eine Ohrfeige, doch sie bescherte mir auch diese Geschichte.»

Berstender Berg

«Der Geist am Berg» ist nah an der Realität, nah an der fortschreitenden Zerstörung der Welt. Der Piz Spiert bröselt schon auf den ersten Seiten. Nicht weil der Geist, der dem Berg seinen Namen gibt, der Spiert, sein Unwesen treibt. Die Felsbrocken, die abbrechen, sind die Folge

der Erderwärmung und der schmelzenden Gletscher, und wenn das viele Wasser im Fels gefriert, sprengt es die Brocken ab. So werden die Geissen erschlagen, und Kühe kommen schon lang keine mehr auf die Alp. Stine aber bleibt ihr treu, ist Teil von ihr, Teil von dem, was wir zerstören. Wir lieben Stine, weil sie die Berge liebt, weil sie selber ein Stück Gebirge ist.

So sperrig und wendig zugleich hat die Grafikerin Lara Jurt die Geschichte im schmalen Bündlein illustriert, dass auch Stine ihre Freude daran haben muss.

Eine Bildergeschichte mit Tönen

Wenn Tim Krohn die Geschichte liest, bedächtig und aufmerksam, als läse er zum ersten Mal, lösen sich die Figuren aus den Seiten heraus, wird die Stine lebendig. Denn vorne auf der Bühne trällert und plätschert Anna Trauffer, sie summt den Zigeunerjungen, rührt in den selbstgebastelten Instrumenten aus Alltagsgegenständen, selbstvergessen und zügellos, als wäre sie die Stine selbst. Unter ihren Händen, die Drähte spannen, Plattenteller treiben, manipulierte Miniventilatoren bedienen, werden Töne und Geräusche zu einer Bildergeschichte. Fast vergisst man, dem Erzähler zuzuhören, so eigenständig und verführerisch erarbeitet und modelliert Anna Trauffer die Stimmungen. Sie lässt sich von der Stine antreiben, folgt der Dramatik, findet Ruhe. Die Töne schäkern erst scheu, als wären sie beim ersten Liebespiel, um

schliesslich mit den singenden Gläsern in einer Wucht zu verschmelzen, als wäre es ein Vulkanausbruch im Gletschersee. Zurück bleibt der Geist, der Spiert. Und die Stola.

So war es in den Bergen. Wie es wird, wenn die Stine mit Tim Krohn und Anna Trauffer in die Stadt Schaffhausen kommt, lässt sich nicht genau sagen. Das muss erlebt werden.

STADTTHEATER SCHAFFHAUSEN.

Der Geist am Berg. Musikalische Lesung von Tim Krohn und Anna Trauffer. Samstag, 19. Februar, 20 Uhr. Mehr Infos: www.stadttheater-sh.ch

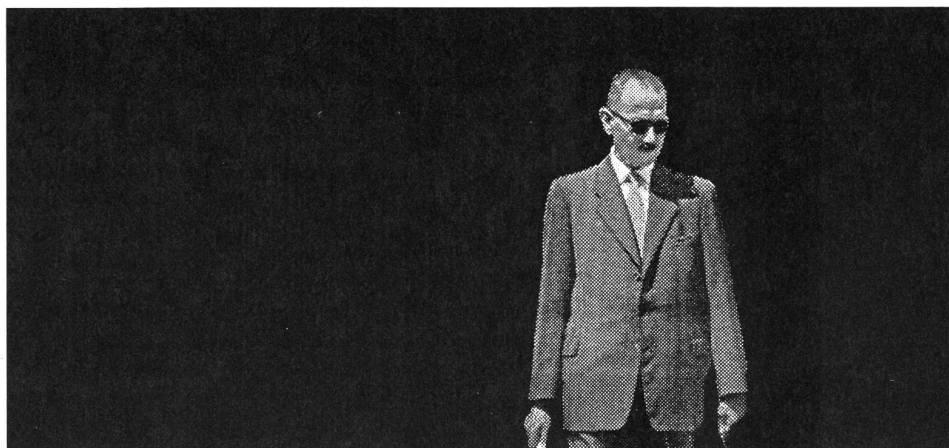
TIM KROHN.

Der Geist am Berg. Illustriert von Lara Jurt. Verlag Galiani. Berlin 2010.

Blind durch die Marktgasse

Wer mit dem Audiowalk «Play Gantenbein!» der Geschichte von Max Frischs «Mein Name sei Gantenbein» nachgeht, stellt sich bald die Frage nach dem Ich.

von ANDREA KESSLER



Ein Mann beschliesst nach einem Unfall, nichts mehr zu sehen.

Bild: Sigi Odermatt

«Ich probiere Geschichten an wie Kleider», lässt Max Frisch den Namenlosen aus seinem Buch «Mein Name sei Gantenbein» sagen und durch die Stadt streifen. Er beobachtet Männer und folgt ihnen, stellt sich vor, sie zu sein. «Ich stelle mir vor: Ein Mann hat einen Unfall, beispielsweise Verkehrsunfall. Schnittwunden im Gesicht, es besteht keine Lebensgefahr, nur die Gefahr, dass er sein Augenlicht verliert. Eines Morgens wird der Verband gelöst, und er sieht, dass er sieht, aber schweigt; er sagt es nicht, dass er sieht, niemand und nie. Sein Name sei Gantenbein.»

Schulklassen wuseln durch das Foyer des Theaters St.Gallen, als ich an einem farblosen Mittwochnachmittag die Kopfhörer über meine Ohren klemme, auf dem digitalen Abspielgerät Play drücke und zum vertonten Spaziergang «Play Gantenbein!» aufbreche. Der Audiowalk der Produktionsplattform Hörstoff, steht unter dem doppelten Max-Frisch-Jubiläumstern: Im Mai vor hundert Jahren wurde er geboren, im April vor zwanzig Jahren starb er.

Identität ohne ID

Meine Schritte wummern im Kopf, die Kopfhörer halten die Töne gefangen, der Aussenraum geht auf Distanz. Die Stimme der Schauspielerin Diana Dengler lenkt meine Füsse. In die Geschichte wie in einen Kokon gebettet gehe ich mit dem blinden Gantenbein, gelesen vom Schauspieler Marcus Schäfer, den Kiesweg entlang durch den Park in die Stadt. Ich komme nicht weit. In der Passage sieht mich ein Freund, ich stoppe. Pause Gantenbein. Hallo, wie gehts, was machst du? Seine Identitätskarte sei abgelaufen, der Pass schon lange. Für was braucht man den, solange man Europa nicht verlässt? Er kommt grad vom Einwohneramt

mit einem Notpass in der Tasche. Sonst hätte er sich den Wochenendtrip nach Deutschland abschnicken müssen. Wäre ein Notpass nicht die Gelegenheit für Frischs Namenlosen, sich die staatlich beglaubigte Identität des blinden Herrn Gantenbein zuzulegen? Ob dies wohl einfach ginge? Aber Gantenbeins Weg führt nicht ins Einwohneramt.

Mit Brille und Stock

«Grüezi. Kann ich Ihnen helfen?» Ich lächle den leicht kritisch blickenden Brillenverkäufer entschuldigend an und erkläre ihm, warum ich mit den grossen Kopfhörern etwas verloren im menschenleeren Brillengeschäft stehe. Aha, er wisse schon. Aber die Blindenbrille sei noch nicht parat, und er überlässt mich wieder Gantenbeins Geschichte. Dass die Brille noch nicht da ist, erleichtert mich. Die Blinde könnte ich nur stocksteif und mit verräterisch rotem Kopf geben. Heisst das nun, ich bin zu sehr in meinem Selbstbild gefangen?

«Endlich nach meinem Wunsch bedient und unterrichtet, dass Blindenbrillen nur At-trappen sind, um die blinden Augen zu verbergen, drum so dunkel, erkundige ich mich nach dem Preis. Ob die Brille denn richtig halte, fragt das Fräulein in Weiss: jetzt grau wie Asche, lila-grau. Bitte! sage ich und zahle ... Der Anfang wäre gemacht.»

Ich stelle mir die anderen Audiowalker vor, die sich mit Blindenbrille und -stock einen Weg die Marktgasse hinaufpflügen und so tun, als würden sie ihn ertasten. Man solle stur geradeausgehen und versuchen, wie ein Blinder eben, niemandem auszuweichen, tönt es aus dem Player. Ich versuche es ohne Brille und Stock. Geradeaus. Stur. Nicht ausweichen. Und werde ausgebremst. Von einem hochgeschossenen Mann mit blonder Föhnwelle und Ohrstöpseln. Aber auch Gantenbein macht anfangs Fehler. Blickt sich um, prüft die Uhr.

Gantenbeins Schach und Lilas Spiegel

«Ich stelle mir vor: mein Leben mit einer grossen Schauspielerin, die ich liebe und daher glauben lasse, ich sei blind; unser Glück infolgedessen. Ihr Name sei Lila.» Und wie durch die Blindenbrille die Welt aschgrau und ein bisschen violett wird, schimmert hinter der Stimme plötzlich Gantenbeins Frau. Ihre Kennenlerngeschichte führt mich in Lilas und Gantenbeins verlassene Wohnung in der Harfenbergstrasse. Pause Gantenbein. Die Wohnung ist noch nicht verlassen. In der Wohnung wird gearbeitet: aus Zeitungen ausgeschnitten, Kleider drapiert, Figuren auf einem Schachbrett platziert.

Die Szenografin Karin Bucher und die der Ausstatter Peter Nolle geben der Wohnung den letzten Schliff. «Lila stelle ich mir in dieser Wohnung als jüngere Frau vor», sagt Karin Bucher und deutet auf ein Plastiktischchen mit Schminkspiegel, auf dem Schwarzweissfotos unsterblicher Filmdiven kleben. Dann zeigt sie mir auf einem Foto einen gediegenen geschnitzten Schminktisch. Das Möbel komme in die Wohnungen in Schaffhausen und Winterthur. «Dort ist Lila eine Grande Dame», sagt sie, und mir wird bewusst, wie kleinste Details in der Wohnung ein anderes Bild von Gantenbein und Lila in die Köpfe schustert. Ob sich wohl unser Ich stärker aus dem Rundherum zusammensetzt als aus sich heraus? Wenn Erlebtes, Möbel, Menschen, Blicke uns verändern, warum dies nicht einmal umstellen? Play Gantenbein!

THEATER ST.GALLEN.

Bis 26. Februar. Mo bis Fr, 16/16.45 Uhr.
Di bis Fr auch 10/10.45/11.30 Uhr.
Sa, 10/10.45 Uhr.
Mehr Infos: www.hoerstoff.ch,
www.theater.sg

STADTTHEATER SCHAFFHAUSEN.

11. März bis 21. April.
Mehr Infos: www.stadttheater-sh.ch

THEATER WINTERTHUR.

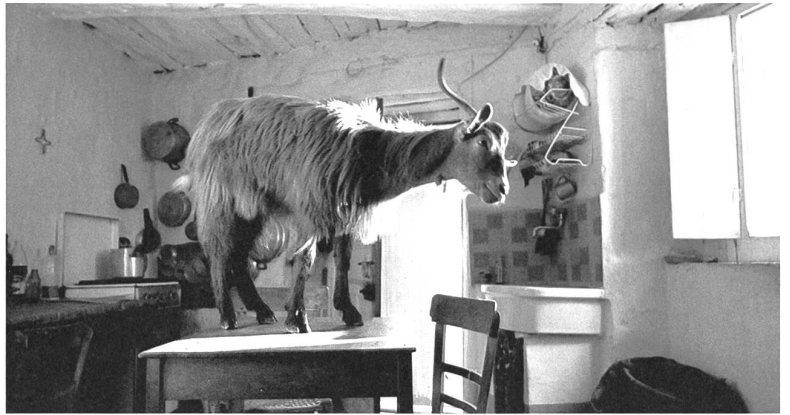
16. Mai bis 23. Juni.
Mehr Infos: www.theater.winterthur.ch

Von der Rolle von DAVID WEGMÜLLER

Das magische Meckern.

«Ich bin weder Materialist noch Deist noch sonst etwas. Ich bin ein Mensch, der eines Tages, beim Fensteröffnen, etwas überaus Wichtiges entdeckt hat, nämlich, dass die Natur existiert.» Das schreibt Alberto Caeiro, ein Alter Ego des portugiesischen Dichters Fernando Pessoa, im Vorwort zu seinem Gedichtband «Poesias». Etwas später im Buch, in einem «verstreuten Gedicht», erklärt Caeiro, was nötig war, um diese Entdeckung zu machen: «Es genügt nicht, das Fenster zu öffnen, / Um Felder und Fluss zu sehen. / Es genügt nicht, kein Blinder zu sein, / Um Bäume und Blumen zu sehen. / Man darf auch keiner Philosophie anhängen. / Wo Philosophie ist, gibt es keine Bäume: nur Ideen.» Die komplette Entgeistigung als Schlüssel zu den elementaren Dingen des Lebens. Ein moderner Gedanke, der derzeit eine filmische Annäherung erfährt. «Sweetgrass» (eine vom Schweizer Patrick Lindenmaier mitproduzierte Dokumentation über die letzten Cowboys in Montana) war 2010 ein Festivalhit. «**Le quattro volte**» (Michelangelo Frammartino, Italien) schafft es sogar in die Schweizer Kinos – obwohl anderthalb Stunden lang kein einziges Wort gesprochen wird.

In einem abgelegenen Dorf in Kalabrien wohnt der alte Hirte Giuseppe. Er ist einsam, sammelt Schnecken und hütet seine Ziegen. Jeden Tag mischt er etwas Heilerde in sein Wasser und trinkt es. Er ist krank und hustet und hofft auf ein Wunder. Trotzdem steht sein Hund bald allein vor dem Tor zur Ziegenweide. Er bellt ein Weilchen, doch er scheint zu wissen, dass sein Herrchen heute nicht mehr kommen wird. Also öffnet er selber das Holzgatter und lässt die Ziegen frei. Es ist eine Art Wachablösung, ein letzter Gruss, als die Tiere den sterbenden Hirten in seinem Bett aufsuchen. Denn fortan sind die Ziegen selbst die Protagonisten des Films. «Dobbiamo conoscerci quattro volte» – vier Mal müssen wir uns selbst kennenlernen. Unter diesen natürlichen Kreislauf, ähnlich der vier Jahreszeiten, stellt Frammartino die menschliche Existenz. So wird der



Im Film «Le quattro volte» spielen Ziegen die Hauptrolle.

Bild: pd

Hirte nach dem Tod als kleines Geisslein wiedergeboren und geht als Teil der Herde in die weite Hügellandschaft hinaus. Doch weil es ein langsame, träumerisches Geisslein ist, verliert es den Anschluss. Es muss die bedrohliche Nacht allein unter einer riesigen Tanne verbringen – dem nächsten Subjekt in Frammartinos Zyklus der Natur.

Wie der Dichter Caeiro (in seinem berühmten Gedicht «Hüter der Herden») stellen auch «Sweetgrass» und «Le quattro volte» Hirten und ihre Tiere ins Zentrum. Ganz offensichtlich sind die Gemächlichkeit und das Gebimmel von Schaf- und Ziegenherden besonders geeignete Metaphern für die Erdung, die der Generation Burnout abhandeln gekommen ist. «Le quattro volte» ist ein Film über und gleichzeitig gegen den Zeitgeist. Nicht privat, sondern universell. Nicht mystisch, aber geheimnisvoll. Ästhetisch, aber nicht ästhetisiert. Berührend, aber nicht sentimental. In «The men who stare at goats» starrte George Clooney Ziegen an, bis sie tot umfielen. Nun starren die Ziegen zurück. Es war höchste Zeit. ♦

Schaufenster

Auf der anderen Seite der Alpen.

Die einen sind Migros-, die anderen Coop-Kinder. Ich habe das Gefühl, die Migros-Kinder fahren eher nach Italien in die Ferien. Die anderen nach Frankreich. In Griechenland fanden sich dann alle.



Bild: Johann Jakob Wolfensberger.

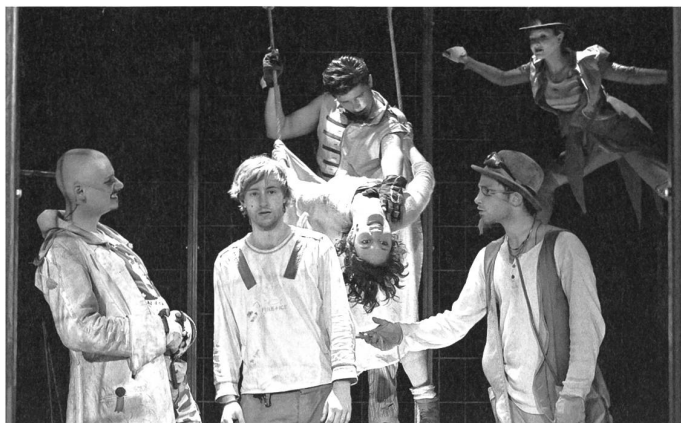
Diese waghalsige These ist natürlich nicht belegt, was aber klar ist: Der Süden fasziniert noch immer, er geht politisch unter und er ist nahe: Mit dem Zug sind es sechsdreiviertel Stunden von St.Gallen nach Genua. Mit dem Auto nur ungefähr viereinhalb. Nur schon ein Wochenende würde reichen, um die Nase mal wieder in die Meeresluft zu halten und sie in die politischen Schwelbrände und in die antike Geschichte zu stecken.

Im Februar fährt das Kunstmuseum St.Gallen programmatisch ebenfalls über den Gotthard und macht den Blick immerhin ein bisschen frei aufs Mittelmeer. In der Sammlungsschau «**Sehnsucht Süden – Von Arnold Böcklin bis Roman Signer**» bringen die Kuratorin Nadia Veronese und der Kurator Koni Bitterli

unterschiedlichste Betrachtungen des Südens zusammen. Im Presse-text zur Ausstellung tauchen neben Böcklin und Signer Anselm Feuerbach, Johann Jakob Wolfensberger (siehe Bild), Carl Blechen, Carl Spitzweg und Claude Monet auf. Mit den zeitgenössischen Kunstschaffenden dürften dann hoffentlich auch einige Frauen zu sehen sein und auch konzeptionellere Arbeiten. Von der jüngeren Generation wird «Saiten»-Fotograf Michael Bodenmann – zum ersten Mal in einer grossen Ausstellung – vertreten sein. Er zeigt eine Bilderserie aus Rimini. (js)

KUNSTMUSEUM ST.GALLEN.
Ab 5. Februar. Öffnungszeiten: Di bis So, 10–17 Uhr, Mi, 10–20 Uhr.
Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

Bühne



Büchners «Woyzeck» im Tak.

Bild:pd

Erbsen-Experiment.

«Call no man happy 'til he dies. Misery's the river of the world», singt Tom Waits zu Beginn seiner «Blood Money»-Platte in gewohnt versoffener Stimme. Der Soldat Woyzeck ist einer dieser Unglücklichen. Kaum genug zum Leben haben Marie und er – und ihr gemeinsames Kind. Um seinen Sold aufzubessern, unterzieht sich Woyzeck einer Erbsendiät; ein medizinisches Experiment. Bald hört er Stimmen, die ihn wahnsinnig machen.

«Woyzeck» war Georg Büchners letztes Stück, bevor er 1837 23-jährig starb. Es blieb unvollendet. Tom Waits vertonte mit seiner Frau Kathleen Brennan das Werk düster und kratzig, und Robert Wilson brachte es vor elf Jahren in Kopenhagen auf die Bühne. Nun kommt das Stück im Gepäck des Münchner Metropoltheaters nach Schaan. (ak)

THEATER AM KIRCHPLATZ SCHAAN.

Mi 9. und Do 10. Februar, 20.09 Uhr.
Mehr Infos: www.tak.li

Wie eine Biene.

1971. Der Boxer Ali kommt für einen Kampf nach Zürich. Regula Giger, die junge Coiffeuse, soll ihm die Haare schneiden. Sie ist sich nicht sicher – «Hei Boxer überhoupt e Frisur?» – aber fährt schliesslich doch ins Stadion. Es ist nicht irgendein Boxer, sondern Muhammed Ali, der einst gesagt hat: «Dance like a butterfly and sting like a bee.» Und wie er tänzelte.

Bei Pedro Lenz heisst das dann «tanze wie ne Schmetterling und stäche wie nes Beiji». Der Berner Schriftsteller ist ein Teil des Duos Hohe Stirnen. Der andere Teil ist der Musiker Patrik Neuhaus. Zusammen liefern sie in «Tanze wie ne Schmetterling» einen musikalisch-erzählerischen Schlagabtausch. «Rächts, rächts, rächts, linggs. Rächts, rächts, rächts, linggs, linggs. Und abe i d Chnöi und dunge blibe und langsam zrüggs und abe i d Chnöi und dunge blibe und langsam zrüggs», tanzt Pedro Lenz zusammen mit Muhammed Ali im Ring. «Du bisch wäutberüemt, und mi, mi kennt me nid emou bis Schwamedinge», sagt Regula zu Ali. Aber auch sie hat sich durchs Leben geboxt. Es ist auch ihre Geschichte, die erzählt wird. (ak)



Pedro Lenz.

Bild:pd

HABERHAUS SCHAFFHAUSEN.
Freitag, 18. Februar, 20.30 Uhr.
Mehr Infos: www.schauwerk.ch

CHÖSSI-THEATER LICHTENSTEIG.
Samstag, 26. Februar, 20.15 Uhr.
Mehr Infos: www.choessi.ch

Literatour mit LEA HÜRLIMANN

Yves' Unglück.

Die Psychologin Eliane Hess wird spät in der Nacht ins Krankenhaus gerufen. Dort soll sie sich um einen achtjährigen Jungen kümmern, der am Nachmittag den schweren Autounfall unverletzt überlebt hat, bei dem seine beiden Geschwister und die Eltern ums Leben gekommen sind. Die Familie war ins Elsass gefahren, um die totale Sonnenfinsternis mitzuerleben.

In den nächsten Wochen tastet sich die Psychologin in unzähligen Gesprächen Stück für Stück an das Unglück heran, welches das Leben des kleinen Yves von einer Minute auf die andere auf den Kopf gestellt hat. Aber auch Elianes Leben wird durch das Unglück durcheinandergelassen, und schliesslich auch das ihrer beiden jugendlichen Töchter, die sie alleine erzieht.

LUKAS HARTMANN.

Finsteres Glück.

Diogenes, Zürich 2010.

In sieben Nächten.

Der chinesische Ministerpräsident Wen Jiabao will in Kürze Bangalore besuchen. Er möchte die Wahrheit über Bangalore erfahren und mit Unternehmern über ihre Erfolgsgeschichte sprechen. Balam Halwai kann das gut verstehen. «Offenbar sind Sie in China uns in jeder Hinsicht weit voraus, abgesehen von der Tatsache, dass Sie keine Unternehmer haben. Wohingegen unsere Nation zwar weder über Strassen noch über Trinkwasser, Strom, Kanalisation, öffentlichen Verkehr, einen Sinn für Hygiene, Disziplin, Höflichkeit oder Pünktlichkeit verfügt, aber über Tausende und Abertausende Unternehmer.»

Dies veranlasst Balam Halwai, den «weissen Tiger», dem chinesischen Ministerpräsidenten in sieben Nächten einen Brief zu schreiben, in dem er ihm seine be-

merkenswerte Lebensgeschichte erzählt. Von seiner Kindheit in einem kleinen unbedeutenden Dorf namens Laxmangarh, dem Lehrer, der das Kostgeld für die Schüler unterschlug, der Büffelkuh, die besser gefüttert wurde als jedes andere Familienmitglied, dem Vater, der Riksha-Fahrer war, obwohl sie aus der Kaste der Zuckerbäcker stammen. Von seinem Weggang aus dem Dorf, als Fahrer einer reichen Grundbesitzerfamilie, vom Umzug in die verrückte Stadt Delhi mit ihren Baustellen und Malls, vom Grossen Sozialisten und dem politischen Hin und Her. Von seinem Ausbruch aus dem Leben eines Dieners, vom Mord an seinem Herren, den er sehr schätzte, von der Flucht und seinem neuen Leben als Unternehmer.

ARAVIND ADIGA.

Der weisse Tiger.

dtv, München 2010.

Zwischenfälle in Kabul.

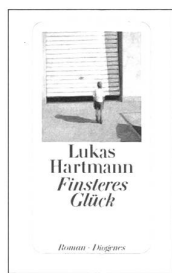
Mohsen Ramat ist verzweifelt. Kabul ist nicht mehr die Stadt, die sie vor der Zeit der Taliban war. Und seine bildschöne Frau Zunaira darf ihren Beruf als Juristin nicht mehr ausüben und sitzt unglücklich zuhause, in einem provisorischen Bretterverschlag, in das der Krieg das Ehepaar zwang.

Auch Atiq Shaukat ist unglücklich. Eine schwere Krankheit lässt seine Frau Mussarat von Tag zu Tag schwächer werden, ausserdem hasst er seinen Job als Gefängniswärter. Er beobachtet sich selbst dabei, wie er immer abweisender und zynischer auf seine Mitmenschen reagiert. Als durch einen tragischen Zwischenfall Zunaira in Atiqs Gefängnis landet, scheint sein Leben plötzlich eine Wendung zu nehmen.

YASMINA KHADRA.

Die Schwalben von Kabul.

Aufbau, Berlin 2010.



Forward



Art Lande.

Bild: pd

Back in Town.

Nur gerade drei Jahre lang, von 1983 bis 1986, unterrichtete der 1947 in New York geborene amerikanische Pianist, Schlagzeuger, Komponist und Musiklehrer Art Lande an der Jazzschule St.Gallen. Aber bis heute beziehen sich Musiker wie Markus Bischof oder Laszlo Spiro auf ihn und rühmen ihn als charismatischen Musiker und Lehrer. Unvergesslich sind für viele Liebhaberinnen und Liebhaber des Jazz aus der Region auch seine Konzerte, in denen er seine pianistische Brillanz mit oft skurrilem Witz verband.

International bekannt geworden ist **Art Lande** mit drei Alben, die er in den siebziger Jahren für ECM aufnahm, beispielsweise «Red Lanta» mit Jan Garbarek 1973. Seither sind verschiedene Soloalben erschienen. Als Sideman erscheint der Pianist auf Aufnahmen von Gary Peacock, Paul McCandless, Nguyễn Le oder Gebhard Ullmanns «Piano Trio». Mit letztgenanntem international bekannten Multiinstrumentalisten (Saxofon, Bassklarinette, Ocarinas et cetera) und dem amerikanischen Bassisten Chris Dahlgren spielte er 2006 das vielbeachtete Album «Die Blaue Nixe (between the lines)» ein. Bisher ist das Trio aber noch nie in Europa auf Tournee gegangen.

Kultur im Bahnhof blickt in diesem Jahr auf 25 Jahre «Musik in der Klubschule» zurück und bringt Art Lande und das Piano Trio im Rahmen einer kleinen Europa-Tournee nach St.Gallen. Die Wiederbegegnung mit dem Pianisten in bisher noch nie live gehörter Besetzung verspricht kammermusikalischen Jazz auf höchstem Niveau. *Richard Butz*

KULTUR IM BAHNHOF ST.GALLEN.

Freitag, 18. Februar, 20 Uhr.

Ein Fall fürs Mittelmassland.

Back to the future, for real! 2011 beginnt mit 1980 und einem Lehrgang für all die schäbig-schalen Retro-Bands. (Ausnahmen wie die feinen Crystal Stilts bestätigen die Regel.) Drei der grössten Postpunk-Vorreiter sind zurück, die damals die Messlatte sehr hoch legten: Soeben haben Gang Of Four («Entertainment!») ein neues Album veröffentlicht, Ende Februar spielen Wire, ebenfalls so frisch aufgelegt wie zu Zeiten von «Chairs Missing», auch Schweizer Konzerte, und drittens sind **The Fall** wieder unterwegs, wie selbstverständlich, vor wenigen Tagen in Genf, jetzt folgt – surprise, surprise: Winterthur.

Pah, die andern waren weg, ich aber immer da, würde Mark E. Smith jetzt einwerfen, nach 34 Jahren Dauerlauf und nahezu ebenso vielen Platten, Jahr für Jahr. Wer die Antwort nicht scheut, kann ihn ja fragen, was er von seinen reaktivierten Mitstreitern hält. Vermutlich wenig. Es muss ihn auch nicht kümmern: Denn der Mann, Knitterrengesicht hin, kaputte Hüften und Magenprobleme her, läuft nun seit längerem in einer Hochform wie seit den frühen neunziger Jahren nicht mehr. Auch dank einer Fall-Gruppe, die offenbar langfristig zusammenhält: drei hartgesottene Hooligan-Soundarbeiter, plus Frau Smith, die Deutschgriechin Eleni Polou, am Keyboard.

Der im März 54-Jährige, derzeit auffällig langmähige Meister-sarkast schwärmt von einer «hübschen Kombination», die da zu sammenprallend ein Gleichgewicht schaffe: Gitarrist Peter Greenwood, wegen seiner Vorliebe für ausgefallenen Rockabilly nur «Cowboy George» genannt, die Rhythmus-Sektion «into Motorhead and shit like that» und «Eleanor who's into German experimental stuff.» Funktioniert wie am Schnürchen, kraftvoll treibend und heavy stampfend, jeden Zweifel wegblausend und die Störgeräusche bestens eingeräumt, wie man sich Ende November in der Dampfzentrale Bern vergewissern durfte. Und



Mark E. Smith im Hotel Ekkehard, Februar 1983.

Bild: D-J Stieger

zwar in einem Guss, von den bereits «klassischen» jüngeren Songs wie «Chino», «Bury» oder «Blindness» über das übliche Sonics-Cover bis zu «What About Us» und «Sparta F.C.», dem Fussballknaller, den die BBC seit Jahren als Intro für ihre Sportsendung verwendet.

Vor dem überraschenden Winterthur-Auftritt (passt natürlich, die Backsteinstadt, das Manchester der Schweiz!) darf man sich wundern, ob M.E.S. doch noch eine seltsame Geschichte mit diesem Alpenland zu bereinigen hat. Immerhin liess er sich hier, abgesehen von einem Geburtstags-Gastspiel mit dem verehrten Lee Scratch Perry in Lausanne, seit 2002 nie mehr blicken. Und nun das vierte Gastspiel innert weniger als einem Jahr. «This is about Swit-

zerland», pflegte er 1980 «Middle Mass» anzukündigen oder «This is for all the swiss in the audience». Bereits früher hatte er einen Lagerwächter besungen, der sich aus Bergen-Belsen in die Schweiz absetzen will («Various Times»), und die Schlafpillensucht seiner nordenglischen Muttergeneration dem Basler Chemiekonzern Roche angelastet («Rowche Rumble»).

Wer weiss, was er in der höchst zwiespältig beäugten Schweiz im Schilde führt. Auf jeden Fall gilt weiterhin die Lösung aus dem wieder öfters gespielten «Psykick Dancehall» von 1979: «You gotta come/For a mental orgasm!» *Marcel Elsener*

SALZHAUS WINTERTHUR.

Freitag, 11. Februar, 20 Uhr.
Mehr Infos: www.salzhaus.ch

Figuren Theater

Februar 2011

Die Bärenhöhle

Ab 4 Jahren
Der Hase und die Maus überwinteren in der Höhle eines Bären! Dies gelingt ihnen nur, weil sie die fabelhaftesten Geschichten zu erzählen wissen.
Mittwoch, 02.02.2011 um 14.30 Uhr

Guet Nacht Lilli

Ab 4 Jahren
Die Geschichte von Lilli, die nicht ins Bett will, und dann etliche Abenteuer erlebt.
Samstag, 05.02.2011 um 14.30 Uhr
Sonntag, 06.02.2011 um 14.30 Uhr
Mittwoch, 09.02.2011 um 14.30 Uhr

Die drei vom Gallusplatz

Ab 5 Jahren
Eine spannende Kriminalkomödie mit Handpuppen. Schaffen es die drei Tiere, den Kunstraub am Gallusplatz zu verhindern?
Samstag, 12.02.2011 um 14.30 Uhr
Sonntag, 13.02.2011 um 14.30 Uhr
Mittwoch, 16.02.2011 um 14.30 Uhr
Samstag, 19.02.2011 um 14.30 Uhr
Sonntag, 20.02.2011 um 14.30 Uhr

Tiltanic

Für Erwachsene
Theatersport
Samstag, 12.02.2011 um 20.00 Uhr

Bauer Beck fährt weg

Ab 4 Jahren
Bauer Beck fährt mit all seinen Tieren in die Ferien. Doch da läuft alles drunter und drüber..
Mittwoch, 23.02.2011 um 14.30 Uhr
Samstag, 26.02.2011 um 14.30 Uhr
Sonntag, 27.02.2011 um 14.30 Uhr

Lämmli Brunnenstrasse 34, 9004 St.Gallen
Tageskasse: 071 222 60 60 (1h vor Vorstellungsbeginn)



Vorverkauf: 071 228 16 66
(Klubschule Migros)
www.figurentheater-sg.ch

«POST PARALLELISM»

12. Februar – 17. April 2011

Eröffnung: Freitag, 11. Februar, 18 Uhr
Führung: Dienstag, 1. März, 18.30 Uhr



Davidstrasse 40
9000 St.Gallen
www.k9000.ch

Di–Fr 12–18 Uhr
Sa/So 11–17 Uhr

Kunst
Halle Sankt
Gallen

Februar am See, im Marienberg.

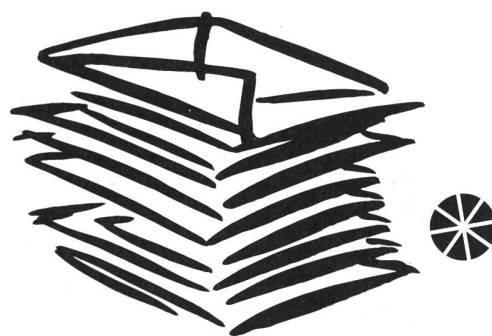


Marienberg Rorschach / Hauptstrasse 45 / 9400 Rorschach / Info: www.maberg.ch



dreischiibe Office Point

Die «Saiten» verpacken
ist nur eine unserer starken
Seiten.



dreischiibe

dreischiibe Office Point

Sekretariats- und Versanddienstleistungen

Rosengartenstr. 3, 9006 St.Gallen, Tel. 071 243 58 00
officepoint@dreischiibe.ch, www.dreischiibe.ch